

Gerda Reichwein : ein Frauenschicksal : Roman [Fortsetzung]

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1929-1930)**

Heft 22

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671945>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXIII. Jahrgang.

Zürich, 15. August 1930.

Heft 22

Erntefestlied.

Wagen auf Wagen schwankte herein,
Scheune und Böden wurden zu klein:
Danket dem Herrn und preist seine Macht,
Glücklich ist wieder die Ernte vollbracht!

Hoch auf der Fichte flattert der Kranz,
Geigen und Brummbaß laden zum Tanz;
Leicht wird das Leben trotz Mühe und Plag,
Krönet die Arbeit ein festlicher Tag.

Seht ihr der Kinder fröhliche Schar,
Blühende Wangen, goldlockiges Haar?
Hört ihr sie jubeln? o liebliches Los,
Fällt ihnen reif doch die Frucht in den Schoß!

Wir aber furchen, den Pflug in der Hand,
Morgen aufs neue geschäftig das Land;
Ewig ja reihet nach des Ewigen Rat
Saat sich an Ernte und Ernte an Saat.

Julius Sturm.

Gerda Reichwein.

Ein Frauenschicksal. — Roman von Ernst Schumann.

24. Kapitel.

Das neue Jahr war eingezogen. Der strenge Winter behielt sein Regiment. Es schneite. Dann schien die Sonne wieder. Die ganze Stadt funkelte wie ein Riesendiamant, der das Licht des Himmels in tausend und abertausend blitzenden Strahlen widerspiegelt. Es war eine Freude, in dieser klirrenden Kälte sich zu ergehen. Man zog sich warm an und machte sich gern an die frische Luft. Auf solchen Spaziergängen nahm Gebatter Läubli nicht selten den Franzel mit. Er hatte Freude an diesem Bürschchen, weil es einen gut geschliffenen Schnabel hatte und immer etwas zu erzählen wußte. Auch Ruthli durfte gelegentlich mit. Sie setzten das sorgfältig eingewickelte Mägdlein auf den Schlitten und fuhren mit ihm durch die gepfadeten Straßen.

Gerda hatte nun gar viel zu tun. Das Examen rückte immer näher. Sie fühlte sich noch im Rückstand. Über die Festzeit hatte sie manche Stunde verloren. Nun galt es, allerlei Versäumtes nachzuholen. Sie spielte fast ganze Nachmittage, und wenn die Finger nicht mehr recht laufen wollten, machte sie sich hinter die Bücher und vertiefte sich in die theoretischen Fragen. Sie wußte nicht, wie sie es machen könnte ohne die fleißige Mithilfe Mareis. Nicht mancher Tag verstrich, an dem sie nicht im Apfelbaum erschien und der geplagten Mutter an Ecken und Enden half. Franzel und Ruthli steckten die halbe Zeit unten in Läublis Stube und hatten dadurch viel Kurzweil und Abwechslung.

Nun meldete sich der Frühling. Es trieb ringsum. Die Sonne brannte warm und

zupfte und leckte an der silbernen Decke des Schnees. Sie zerriß, und ehe das letzte Stücklein Eis in den Gärten zerronnen, streckten auch schon die Blumen die fürwitzigen Köpfelein.

Der Apfelbaum war längst erwacht. Er stand schon nicht mehr kahl. Tag für Tag schlüpfte er tiefer in sein grünes Gewand und schaute verwundert um sich, wie auch zu seinen Füßen sich alles rührte und schmückte.

In den letzten Wochen hatte sich Gerda fleißig in ihre Arbeit vertieft. Ohne Zögern unterzog sie sich der Prüfung. Wenn sie durch die Gänge der Musikschule ging und allerlei Leuten begegnete, Jungvolk und solchen, in denen die Musik schon tiefere Spuren gezogen, wiesen sie auf die junge Frau und flüsterten: „Gerda Reichwein, die Tochter der Gerwe, die so viel Unglück gehabt hat.“

Ihr Schicksal war auch an der Schule bekannt geworden. Man begegnete ihr mit Achtung und schätzte ihren Mut, mit dem sie das Leben neu anfaßte, um es mit eigener Kraft zu bezwingen.

Wieder musizierte sie im Hause, in dem sie Sigmund kennen gelernt, wo sie Quartett gespielt und das Schicksal sie mit starkem Finger berührt hatte. Sie mußte sich Gewalt antun, von diesen nachhaltigen Bildern und Erinnerungen sich zu befreien und auf die Aufgabe einzustellen, die sie nun zu lösen hatte. Mit dem gleichen Willen, der ihr allzeit zur Seite gestanden, hoffte sie auch ihr neues Ziel zu gewinnen. So spielte sie denn entschlossen und fest. Es war nicht nur die Fertigkeit der Finger, mit der sie verblüffte. Geläutert und wie eine Glocke schwang ihr ganzes Wesen mit. Nicht alle Fröhlichkeit hatte es eingebüßt. Es besaß noch die gute Gabe naiver Heiterkeit, Sonnenschein und erquickende Wärme. Aber es schien doch auch manche Blicke getan zu haben an die Schattenhalden des Lebens, da die bitteren Kräuter wachsen.

Mit diesem innern Wissen um die Höhen und Tiefen menschlichen Wandels war sie besser als die meisten berufen, die junge Welt in die Musik einzuführen. Über ihre nächsten theoretischen und praktischen Aufgaben hinaus konnte sie ihr zudem ein Ratgeber und Führer sein in Dingen, die weiter reichten als der enge Bezirk der Noten. Auch sie war mit ihnen ins Leben hinaus geschritten, dabei allerdings auf einen Seitenpfad geraten, den sie erst jetzt wieder im Begriffe stand zu verlassen.

Die Prüfung brachte Gerda keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Sie bewältigte eine

um die andere mit anerkanntem Geschick. Sie sah sich am Ende einer Leidenszeit, die ihr neben den häuslichen Pflichten fast übermenschliche Anstrengungen gekostet. Nun wich der Druck, und sie durfte wieder freier über ihre Stunden und Tage verfügen. Vielleicht täuschte sie sich. Denn, wenn die Schüler kamen, mußte sie sich diesen widmen, und sie war wiederum ihrer mütterlichen Aufgabe entzogen.

Aber, wenn sie nur kamen! Von den Mitteln, die ihr Direktor Fäßler aus dem Zusammenbruch des Geschäftes gerettet, war nicht mehr viel übrig geblieben. Das vergangene Jahr hatte ihr, so sehr sie gespart, viel Unkosten gebracht. Der Umzug, die täglichen Bedürfnisse der Kinder, mancherlei Unvorhergesehenes und ihre Studien hatten Forderungen an sie gestellt, die sie nicht ohne Mühe leistete. Und sich selber streng gegenüber, wie sie nun einmal war, lehnte sie es noch immer beharrlich ab, fremde Geldhilfe in Anspruch zu nehmen. Die Lasten würden nur größer, fürchtete sie, und sie trachtete so bald als möglich sich aus ihrer bescheidenen Existenz heraus- und emporzuarbeiten zu einer neuen Selbständigkeit, in der sie wieder mehr Spielraum zur Entfaltung ihrer persönlichen Wünsche und zur Erziehung der Kinder gewann.

Es war ihr ein Fest, als sie das gute Diplom der Schule entgegennahm und die Versicherung des Direktors, er werde stets darauf bedacht sein, ihr die Wege zu ebnen und wenn irgend möglich sie auch an die Schule ziehen, sobald ein Türlein sich öffnete. Das wäre freilich ein Glücksfall. Denn dann fühlte sie sichern Boden unter den Füßen.

Vorläufig war mit diesen verheißungsvollen Ausichten nicht zu rechnen.

Auch ihre übrigen Hoffnungen erfüllten sich nicht so schnell. Es zeigte sich, daß im großen Gebiete der Stadt ein ganzes Heer von Musikbessenen ein kärgliches Dasein fristete. Wochen vergingen, bis sich der erste Schüler meldete.

Noch mehr als früher schränkte sie den Haushalt ein. Sie war enttäuscht und verzagt. Nach außen ließ sie freilich nichts merken. Den Kindern durfte nichts abgehen. Sich selber gönnte sie kaum ein Vergnügen mehr.

Der Sommer war da. Gerda saß oft mit ihren Kindern im Garten. Unterm Apfelbaum war's behaglich kühl. Aber ihr Herz zitterte. Um sie her herrschte ein reges Leben, Wagen fahren vorbei, mit Holz und Eisen beladen, ein Kaminfeger zog trällernd seines Weges, ein

Scherenschleifer drehte sein Rad und pfiff ein Liedchen dazu. Drüben auf dem Zimmerplatz wurde gehämmert, auch vor der Schmiede ging's laut her. Der Meister werkte mit fünf Gesellen. Von allen Seiten erklang das Lied der Arbeit. Nur sie saß da und hatte nichts zu tun. Hatte sie deswegen letztes Jahr so unermüdlich geübt, um heuer Strümpfe zu stricken und die Nadel springen zu lassen?

Wahrhaftig, es war keine leichte Sache, sich sein Brot selber zu verdienen. Wie lieb war ihr jedes Fränklein, das sie eigenhändig gewann! Wie viel Angst und Sorge und Kummer hingen daran! Wie manchen Schweißtropfen kostete es! Denn keines lag auf der Straße. Keines kam einem durchs Fenster geflogen. Jedes wollte unter Aufbietung der besten Kräfte errungen sein.

Und was galt es, wenn es wieder zerfloß! Man erhielt Milch und Brot dafür und ein Stücklein Butter. Die Kinder kamen gesprungen. Sie setzten sich hungrig an den Tisch und griffen nach ihren Tassen. Sie brockte ihnen das Brot in die dampfende Brühe. Sie schnabulierten nach Herzenslust. Sie plauderten und lachten und dachten in ihrer Ahnungslosigkeit gar nicht daran, wie viel es die Mutter gekostet, daß sie sie zu diesem bescheidenen Mahle führen konnte.

Sie wog so ein blinkendes Scheibchen in der Hand und betrachtete es sinnend: „Was bist du für ein Zauberding, du liebes, du böses, du kleines, du großes Fränklein! Merkst du auch, wie müd du die Glieder derer machst, die nach dir greifen, wie du die Muskeln spannst, was du für Hoffnungen weckst, wie du enttäuschest, wenn du so eifertig den Menschen durch die Finger gleitest. Weißt du, wie du dem Metzgerburschen den Atem raubst, wie du mit deinem Geklimper die ganze Welt in Aufruhr bringst? Siehst du auch, glitzerndes Fränklein, wie du die Augen hell machst, wenn du den Mühseligen in die Taschen wanderst, wie du Freude verbreitest und befreienden Segen, wie man dich gern hat, überall, wo du bist?

Und es gibt so Lörichte und Ruchlose, sie werfen dich wie Spreu aus dem Fenster. Sie glauben, du müßtest, um etliche Geltung zu gewinnen, in Bataillonen aufrücken. Sie setzen dich in die Lotterien und rechnen damit, du bringest ihnen Tausende deiner Brüder mit einem Zuge herein.

Nein! Ich liebe und achte dich als bescheidenes, kleines Geschöpflein. Und wer dich über die Achsel anschaut, ist ein eitler Tropf. Bist du nicht Blut und Leben, Wunsch und Erfüllung, Frage und Antwort, Wolke und Sonne in einem?“

Gerda lernte nicht nur das Fränklein schätzen. Sie begann mit Bruchteilen von ihm zu rechnen und war froh, wenn sie ein ganzes Stücklein beisammen hatte. Etwas von dieser Erfahrung mußte auch ihr Vater gemacht haben. Er war nie leicht hin mit dem Gelde umgegangen und wußte wohl, wie ungleich es gedieh, je nachdem es den biblischen Körnern gleich auf steinigem oder fruchtbarem Boden fiel.

Sie dachte an Sigmund. Auf der gierigen Jagd nach dem Gelde war es ihm bei aller Klugheit entglitten. In seiner frühesten Jugend hatte er es kaum gekannt, wie sein Vater. Dieser hatte es in Wein und Lustbarkeiten verwandelt, und als es zerronnen, hätte es just dem Buben Stecken und Stab werden sollen. Der flotte Student merkte auch bald, wie es verführerisch blinkte, und die Wissenschaft lehrte ihn mit ernster Miene, daß es eine Kunst war, ihm zu dienen und zugleich seine Dienste zu genießen. Den richtigen Mittelweg mußte man suchen und, wenn man ihn hatte, nie aus dem Auge verlieren.

„Mutter!“

Franzel kam gesprungen.

„Was willst?“

„Ich habe Hunger!“

Sie ging in die Küche und holte ihm ein wahrhaftes Stück Brot. Und sie erschraf: Kam einmal eine Zeit, da das Kästlein leer war und sie vergebens suchte?

Die Tage wollten nicht vergehen. Wo die Sorge auf der Schwelle sitzt, hält sie die Stunden zurück. Träge spinnt sie am Faden der Zeit. Es wird ein krauses, ungemütliches Gespinnst, und wer es auflösen wollte, fände nicht Anfang und Ende.

Gerda blieb meist zu Hause. Sie hatte eine Scheu vor der Helle des Mittags. Sie hörte die Leute reden. Es regte sie auf, wenn zwei oder drei Frauen beisammenstanden. Was hatten sie zu verhandeln? Natürlich schwatzten sie von ihr, von der hochnäsigen Frau im Apfelbaum mit ihren vier Kindern. Was brauchte sie so vornehm zu tun und sie kaum eines Blickes zu würdigen, geschweige denn, ihnen ein Wort oder einen Gruß zu gönnen! Nun erfuhr sie, wie es war, schmales Brot zu essen. Wenn man eine

Kaufmannstochter gewesen und in der Aurora gewohnt hatte!

O, sie wußte wohl, wie sie von diesen Mäulern beurteilt wurde. Schon manche böse Bemerkung hatte sie aufgefangen. Die Ereignisse waren wie durch einen Hohlspiegel verzerrt, vergrößert und verkleinert, vergrößert und ins Ordinäre gezogen.

Gerda war unglücklich. Sie wußte nicht mehr, wohin sie gehörte. Gern hätte sie einmal ihresgleichen ihr Herz aufgeschlossen. Aber auch diese verstanden sie nicht. Aus ihren Augen las sie den bitteren Vorwurf: Du hast es so gewollt! Nein, und tausendmal nein! Sie hatte es anders im Sinne gehabt. Und wenn es geworden wäre, wie sie sich's erträumt, sie säße nicht im Apfelbaum und schaute nach Schülern aus.

Sie wollte auch nicht bemitleidet sein.

Direktor Fäßler erschien von Zeit zu Zeit und erkundigte sich nach dem Gang der Dinge. Sie zuckte die Achsel und sagte, es gehe. Ihm hätte sie noch am ehesten offenbart, wie es um sie stand. Aber sie richtete sich empor und war überzeugt: Es konnte, es durfte nicht sein, daß sie nach Arbeit schrie und niemand kam ihr entgegen. Es konnte, es durfte nicht sein!

Als sie einmal ins Innere der Stadt gegangen war, stieß sie zufällig auf Martin Schindler. Er hielt inne und grüßte sie lächelnd mit einer tiefen Verbeugung. In der Gerwe mußte ihm der Samen blühen. Er war ja Direktor geworden und stand an der Spitze des ganzen, großen Geschäftes.

Gerda war verlegen. Sie gab ihm knappe Antworten und klagte nicht. Er lud sie ein, ihm einmal einen Besuch zu machen, in der Gerwe oder daheim.

Sie dankte für die Freundlichkeit. Sie wolle gerne einmal kommen.

Dann zog er die Uhr und verabschiedete sich. Er schien es eilig zu haben.

Gerda atmete auf. Die Begegnung hatte sie mißstimmt.

Von allen Seiten flogen ihr Erinnerungen zu. Sie war wieder in der Neblaube. Wie hatte ihr die Mutter immer wieder von diesem Profuristen gesprochen! Sie ging eiliger. Sie hob den Kopf höher. Eine Röte stieg ihr in die Wangen. Jener glückliche Sommer in Schulein! Schindler hatte sie besucht. Er hatte sie mit auf den Biz Risella genommen. Es war ein schöner Tag gewesen, ein unvergeßlicher Tag. Und dann jener eigentümliche Spaziergang nach der Herak-

liusquelle! Sie lächelte. Die Pfadfinder! Sie hatten ihm das Wort abgeknitten. Er ahnte bald, daß ihm das Glück nicht gewogen war. Die Mutter hatte ihr gegrollt. Aber was wollte sie! Sigmund gehörte ihr, und hinten im Tale spielte Waldmüller sein Glockenspiel!

Der große Musiker, der gute Mensch, wo mochte er sein? Gewiß wieder auf der Alp Svenna. Es war ja wieder die Zeit, die er in den Bergen zu verleben pflegte. Daß sie hinliegen könnte, um einmal noch zu lauschen, wie er das feierliche Tal mit seinen Klängen erfüllte! Was war es für ein Augenblick gewesen, da die ersten Schläge in die Einsamkeit fielen! Als ob ein Wunder geschehen wäre, hatte es sie berührt. Noch jetzt hatte sie die Melodie in den Ohren. Sie hörte die Wasser der Svenna rauschen, und die weißen Firnen stiegen vor ihrem innern Auge auf, die Gletscher, die das großzügige, verlassene Hochtal vor der Welt verriegelten. Und eine mächtige, brennende Sehnsucht erwachte in ihr, wieder einmal in die Berge zu ziehen und von ihnen Trost zu holen. Zu vergessen! Auszuweichen, was sie peinigte. Aber das war ein eitles Unterfangen. Wie könnte sie je und irgendwo ihre Vergangenheit begraben! Mit festen Ketten war sie an sie geschmiedet, und Tag für Tag schleppte sie sie mit. Auch heute, auf dem Gang in die Stadt, hatten sie sie nicht losgelassen.

Waldmüller! Wie freundlich hatte er sie aufgenommen in seinem Chalet! Wie hatten sie zusammen gespielt! Sie erinnerte sich noch genau der Stücke. Mit einer Sonate Haydns hatten sie begonnen. Was war das für ein Genuß, für ein Erlebnis gewesen, an der Seite eines solchen Künstlers mitzumusizieren! Dann hatte er sie aufgefordert, allein ihm etwas vorzutragen. Sie hatte ihre Scheu überwunden und ein Nocturne Chopins gewählt. Wie gütig war er gewesen! Was für Komplimente hatte er ihr gemacht, er, der auf seinen Kunstreisen so manchen gefeierten Künstlern begegnete. Unaufgefordert hatte er ihr dann eine eigene Komposition gespielt, ein melancholisches Stück, mit dem sie in sein Innerstes geschaut. Und sie hatte erkannt, daß er's nicht leicht nahm mit dem Leben; daß es ihm trotz seiner Triumphe, die er davontrug, schon manche Wunde geschlagen. Jetzt sah sie das zarte Mägdlein vor sich, das längst seine Mutter verloren. Wie zutraulich hatte es sich an sie geschmiegt, wie hatte es sie angeschaut, wie innig, wie warm, wie liebevoll!

Schade, daß sie schon so lange nichts weiter von ihm gehört. Ein paar Mal hatte er ihr noch Karten geschickt, immer aus einer andern Stadt, aus Berlin, aus Leipzig, aus dem Haag, aus Amsterdam. Sie hatte ihm wieder geantwortet. Und einmal hatte er sie besuchen wollen anlässlich eines geplanten Gastspiels. Kurz, bevor sie die Aurora bezogen. Sie wußte es noch genau. Sigmund hatte sich auch gefreut. Er

Gerda öffnete den Flügel und schlug die Haydn'sche Sonate auf, die sie damals auf der Alp Evenna gespielt. Und als sie damit zu Ende war, intonierte sie das träumerische Nocturne, um dessentwillen Waldmüller ihr so schönes Lob gespendet.

Franzel drängte sich zu ihr. „Mutti, was spielst du?“

„Gefällt es dir?“



Eingeschlafen.

Gemälde von Herm. Kaulbach.

hatte Waldmüller eingeladen, ein paar Tage bei ihnen zu verbringen. Da zerschlug sich der schöne Plan. Das Orchester wurde in Deutschland länger festgehalten, als es gewollt. Der Besuch in der Schweiz wurde auf unbestimmte Zeit hinaus vertagt. Er war seitdem nie zur Ausführung gekommen, so sehr Gerda von Jahr zu Jahr darauf gehofft hatte.

Schneller, als sie gedacht, war sie wieder zu Hause angelangt. Die frohen Erinnerungen hatten ihre Lebensgeister geweckt. Sie suchte die Waldmüller'schen Karten hervor und las noch einmal Zeile um Zeile. Wie liebenswürdig er schrieb! Keine Phrase dabei. So, wie er's sagte, war's ihm ums Herz. So hatte er sich auch ihr gegenüber immer gegeben.

„Spiel es noch einmal!“

Gerda freute sich, daß ihr Ältester so empfänglich war für ihre Musik. Ob er auch einmal Lust hatte, sich ganz ihr zu widmen?

„Ist niemand dagewesen?“

„Gar niemand!“

„Ich warte jeden Tag auf unsere Marei. Sie ist schon so lange nicht mehr zu uns gekommen.“

25. Kapitel.

Als sie sich auch die ganze Woche nie blicken ließ, war Gerda beunruhigt. Eines Abends hat sie Frau Läubli, ein bißchen auf die Kinder acht zu haben. „Ich bin bald wieder da.“

Was sie befürchtet, war eingetroffen. Die alte Magd lag zu Bett und sah nicht zum besten aus.

Ein hitziges Fieber hatte sie geschwächt. Sie hustete, daß es ihren ganzen Körper erschütterte.

„Hast du einem Doktor gerufen?“

„Ich brauche keinen Doktor!“

„Und wer schaut nach dir den Tag über und kocht dir etwas Rechtes?“

Marei schwieg. „Ich schleppe mich selber in die Küche und mache mir einen Tee. Mehr brauche ich nicht.“

Gerda schüttelte den Kopf. „So kann es nicht weiter gehen. Du brauchst gute Pflege.“

„Wer sollte zu mir schauen?“

„Im Spital wärst du gut aufgehoben.“

Wie ein Schreckgespenst stieg das große Krankenhaus vor ihr auf, in dem sie einmal einen Besuch gemacht. Sie kannte ja niemand darin. Lauter fremde Gesichter waren um sie. Sie ertrüge es nicht.

„Und doch, ich weiß keine bessere Lösung.“

„Ich bleibe hier.“

„Das darfst du nicht.“

Gerda ging durch die dumpfe Kammer und öffnete ein Fenster. Die Abendsonne strömte herein. Ein sanftes Windlein strich in die Krankenstube. Marei richtete sich auf im Bette: „Wie tut das wohl! Gerda, wie freu ich mich doch, daß du gekommen bist! Was machen die Kinder?“

„Sie lassen dich grüßen. Der Franzel hat partout mitgehen wollen.“

„Der liebe Bub! — Gerda!“

Sie hörte sie nicht mehr. Sie war in die Küche gegangen und hantierte mit Tellern und Pfannen. Nach wenigen Minuten brachte sie der Kranken eine schmackhafte Suppe. Sie setzte ihr ein Brett auf die Decke und schnitt ihr ein Stücklein Brot. „Und jetzt greif zu! Es ist höchste Zeit, daß du wieder einmal etwas Kräftiges zu essen bekommst.“

Marei mußte sich zwingen. Wenn's auch nicht leicht ging, Gerda zu Liebe aß sie den ganzen Teller auf und trank eine Tasse heißen Tee. „Ah, das hat gut getan,“ sagte sie. Dann legte sie sich zurück in die Kissen und versank in einen kurzen Schlummer. Gerda wich nicht vom Bette. Es dunkelte. „Morgen komme ich wieder,“ sagte sie. „Und erschrecke nicht, wenn ich einen Doktor mitbringe. Wir müssen zum Rechten sehen.“

Die Kranke lächelte. „Und wenn's auch etwas Gefährliches wäre! Einmal kommt jedes an die Reihe.“

„Du mußt nicht so reden, Marei. An dem ist's noch nicht.“ In ihrem Herzen aber hegte Gerda ernste Bedenken. Die alte Magd war nicht mehr die gleiche. Es schien, als sei ein schlimmer Sturm über sie hingefahren. Die Wangen waren eingefallen und hatten alle Farbe verloren. Die Augen blickten müde. Die Rede klang unsicher und stockte oft ganz.

Es fiel Gerda nicht leicht, die Kranke diese Nacht allein zu lassen. Aber sie durfte nicht hier bleiben, ihrer Kinder wegen. Annemarieli erwachte immer ein paar Mal, und wenn sie nicht zu ihm käme, hörte es nicht auf mit Schreien.

„Ist denn niemand in diesem ganzen großen Haus, der bei dir bleiben könnte?“

Marei schüttelte den Kopf. „Laß mich! Es geht schon. Ich glaube, ich kann gut schlafen.“ Sie schlummerte schon.

Gerda hüllte sie gut in die Decken, ließ die Türe in die Stube offen und tat hier ein Fensterflügelchen auf. So hatte sie wenigstens etwas frische Luft.

Noch einmal richtete sich die Magd in die Höhe. „Geh jetzt! Die Kinder warten. Und Dank, daß du gekommen bist!“

„Gute Nacht denn, Marei.“

„Gute Nacht, Gerda!“ hauchte die Kranke. „Und bring die Kinder wieder einmal!“

Gerda zog sachte die Türe hinter sich zu und stieg die vielen Treppen hinunter. Es war dunkel im Gang, wenn auch draußen die Nacht noch nicht völlig eingebrochen war. Sie meinte, da und dort habe ihr ein Kopf durch ein Schiefensterchen nachgesehen. Aber wie sie sich umwandte, verschwand er, und leise Tritte huschten davon.

Gerda war's nicht behaglich. Auf dem ganzen Heimweg kam sie nicht vom Gedanken los: ich hätte die gute Marei doch nicht allein lassen sollen. Aber was war zu machen? Die Kranke selber hatte ja niemand gewollt. Eines war sicher: morgen, sobald sie irgendwie konnte, ging sie wieder zu ihr, und einen Doktor holte sie. Was dieser dann anordnete, mußte geschehen.

Als die Mutter sich dem Apfelbaum näherte, stand Frau Läubli unter der Haustür. „Sie kommen spät.“

„Mit unserer Marei steht es nicht gut.“

Nun erschien auch Gebatter Läubli.

„Was ist ihr?“

„Wenn ich's nur wüßte!“

Ein Türenschnallen von oben, ein saches Auftreten im Gang und jetzt ein Sprung hinunter

bis vors Haus! Du meine Güte! Der Franzel stand in seinem langen Hemdlein vor der Mutter.

„Was fällt dir ein, Bub! Mach' dich schnell wieder hinauf ins Bett!“

„Warum ist die Marei schon so lange nicht mehr zu uns gekommen?“

„Sie ist krank. Aber geh' jetzt, Franzel. Sonst erkältest du dich.“

Langsam schlich er über die Treppe hinauf. „Aber du kommst doch auch gleich, Mutter?“

„Ja, ja, ich komme gleich!“

Sie brachte den Bub noch einmal zu Bett und schaute nach den andern Kindern. Sie schliefen schon alle. Frau Läubli hatte für sie gesorgt.

Bald wurde es mäuschenstill im Apfelbaum. Die Mutter blieb am längsten wach. Sie dachte an die alte Marei. Ob sie wirklich Ruhe gefunden hatte? Von Zeit zu Zeit wachte sie auf. Es war ihr, als hätte sich etwas gerührt. Aber es war nichts. Draußen sauste ein Auto vorbei. Ein später Fußgänger suchte sein Lager auf. Und wieder verschlang die Nacht die Geräusche der entschlafenen Stadt. Ein paar Sterne glitzerten am Himmel.

Die Mutter reckte den Kopf wieder in die Höhe. Nun täuschte sie sich aber nicht. Sie hörte etwas.

Tif tif tif!

In der Mauer war's!

Gerda erschrak.

War das ein Totenührlein?

Tif tif tif! Regelmäßig immer drei Schläge. Dann setzte es ein Weilschen aus, und wieder hob's an: tif tif tif.

Unheimlich war dieses unablässige Klopfen in der Wand. Gerda hielt den Atem an. Ja, das war's. Das erste Mal in ihrem Leben vernahm sie es. Sie hatte schon von ihm reden hören, es sei ein Zeichen, ein Totes werde angemeldet. Dann rieb sie sich fest die Augen aus und sagte sich: Dummes Zeug! Der Wurm ist im Holz. Der Apfelbaum ist ein altes Haus. Und wenn sie aufgepaßt und nicht immer so gut geschlafen hätte, sie würde ihn schon oft vernommen haben. Dabei beruhigte sie sich. Aber nicht lange.

Tif tif tif!

Es war ein infames Bohren. Man mußte es hören, ob man wollte oder nicht.

An einer fernen Stadtuhr schlug es zwei. Jetzt aber war's höchste Zeit, daß sie zur Ruhe kam.

Schon früh erwachte sie wieder. Die Vögel pffiften im Garten. Sie hatten ein lautes Lärmen auf allen Bäumen. Im Hause war es noch still. Gerda lauschte. Sie hielt das Ohr an die Wand, dahin, wo sie noch spät das Tik tik tik glaubte vernommen zu haben. Jetzt war es verstummt.

Der Schlaf war zu kurz gewesen; die Mutter war noch müde, als sie sich erhob und das Tagewerk begann. Sie mußte sich sputen. Sobald das Nötigste verrichtet war, wollte sie wieder zur Marei. Und um elf Uhr hatte sie eine Stunde.

Nach dem Morgeneffen ging sie in den Bäckerladen hinüber und telephonierte Doktor Oberholzer. Er solle doch heute Morgen einmal nach Marei sehen.

Gegen neun Uhr übergab sie ihre Kinder wieder der sichern Obhut der Läublileute. Franzel wollte mitgehen.

„Was denkst auch! Du wärst uns im Weg. Ich habe ohnedies Eile. Die Marei kommt dann bald wieder zu euch, wenn sie gesund ist.“

„Aber sag' ihr, sie solle nicht mehr so lange warten.“

Gerda war von einer ungemütlichen Unrast getrieben.

Sie hastete durch die Straßen und schaute nicht nach links, nicht nach rechts. Je näher sie Mareis Behausung kam, um so mehr beschleunigte sie ihre Schritte. Als sie im dunkeln Gange emporstieg, herrschte schon ein reges Leben in allen Stockwerken. Man klopfte, man schrie, Türen wurden zugeschlagen, keifende Stimmen machten sich unangenehm bemerkbar.

Wie hatte die alte Marei sich in diesem lauten Laubenschlag einnisten können! Sie bezahlte nicht viel. Wozu sparte sie? Sie hätte sich ein besseres Quartier gönnen dürfen.

Nun war sie zu oberst angelangt. Sie mußte verschnauften, bevor sie in die Wohnung trat. Sie horchte. Kein Laut! Die Marei schlief wohl noch. Sie wollte leise auftreten. Die wird eine Freude haben, wenn sie die Augen aufschlägt und ihr gleich eine Tasse heißer Kaffee ins Bett gebracht wird. Kaffee, das ist ihr Leibgetränk. Sie trinkt den ganzen Tag hindurch fast nichts als Kaffee. Dazu nimmt sie etwas Brot und Butter, manchmal auch etwas Konfitüre. Und so des Morgens, mittags, und abends noch einmal. Es muß schon ein besonderer Festtag sein, wenn sie ein Stücklein Fleisch sich zubereitet oder ein Würstlein siedet.

Gerda huschte auf den Behenspitzen in den Gang, ins Stübchen und guckte in die Kammer hinüber. Die Türe stand noch halb offen, und auch der kleine Flügel des Fensters.

Nun trat sie hinüber und schaute nach dem Bett. Marei rührte sich nicht. Es mußte ihr besser gehen, daß sie so einen guten Schlaf hatte. Aber wie sie näher kam, fiel ihr etwas auf. Mit offenen Augen lag die Marei da und zuckte mit keiner Wimper.

Sie war über Nacht gestorben. Sie, die das ganze Leben lang viel und gerne allein gewesen, sie hatte auch allein ihren letzten Gang getan und niemand mit ihrem Abschied behelligt.

Gerda traten die Tränen in die Augen. Sie ging ans Fenster und schlug den Laden zurück. Der helle Tag flutete in die Kammer. Es konnte nicht anders sein: die Marei war gestorben. Die Blässe lag schon auf den Wangen. Vielleicht hatte sie mehr gelitten, als sie es gestern Abend gelten ließ. Sie hatte ja nicht geklagt. Und am End' hatte sie der Tod auch nicht überrascht. Sah sie ihn nahen? So seltsam hatte es geklungen, als sie meinte: einmal kommt jedes an die Reihe.

Jetzt hatte Gerda alle Hände voll zu tun. Sie wußte: ihr fiel die Aufgabe zu, die treue Seele zur letzten Ruhe zu betten. Sie hatte ja niemand in der Nähe, der sich um sie bekümmerte. Die wenigen ihr ferner stehenden Verwandten kannten sie kaum mehr. So blieb sie zuletzt allein in der Welt zurück. Freilich, sie hatte ein gutes Trüpplein ihr wohlwollender Menschen. Mit den meisten, mit denen sie in den letzten Jahren in Berührung gekommen, stand sie auf gutem Fuße. In allen Kundenhäusern, die sie seit dem Wegzug aus der Reblauben zu mancherlei Hantierungen besuchte, war sie stets gerne gesehen. Und was für unschätzbare Dienste hatte sie ihren Eltern geleistet! Den kranken Vater hatte sie mit aller Umsicht und Anhänglichkeit gepflegt. Und wie hatte sie sich der Mutter angenommen in den vielen Jahren, da sie kränkelte! Und wenn sie zum Kurzgebrauch fort war, hatte sie selbständig dem Hause vorgestanden und überall zum Rechten geschaut.

Und sie selber, Gerda, sie konnte sich die Jugend nicht denken ohne Marei. Wie manche Stunde hatte sie nicht bei ihr in der Küche verbracht, sie waren miteinander spazieren gegangen, sie hatten miteinander gespielt. Zu allen Zeiten war sie der gute Geist in der Reblauben

gewesen, flug und hausälterisch hatte sie gewirtschaftet, als ob's aus ihrer Tasche gegangen wäre.

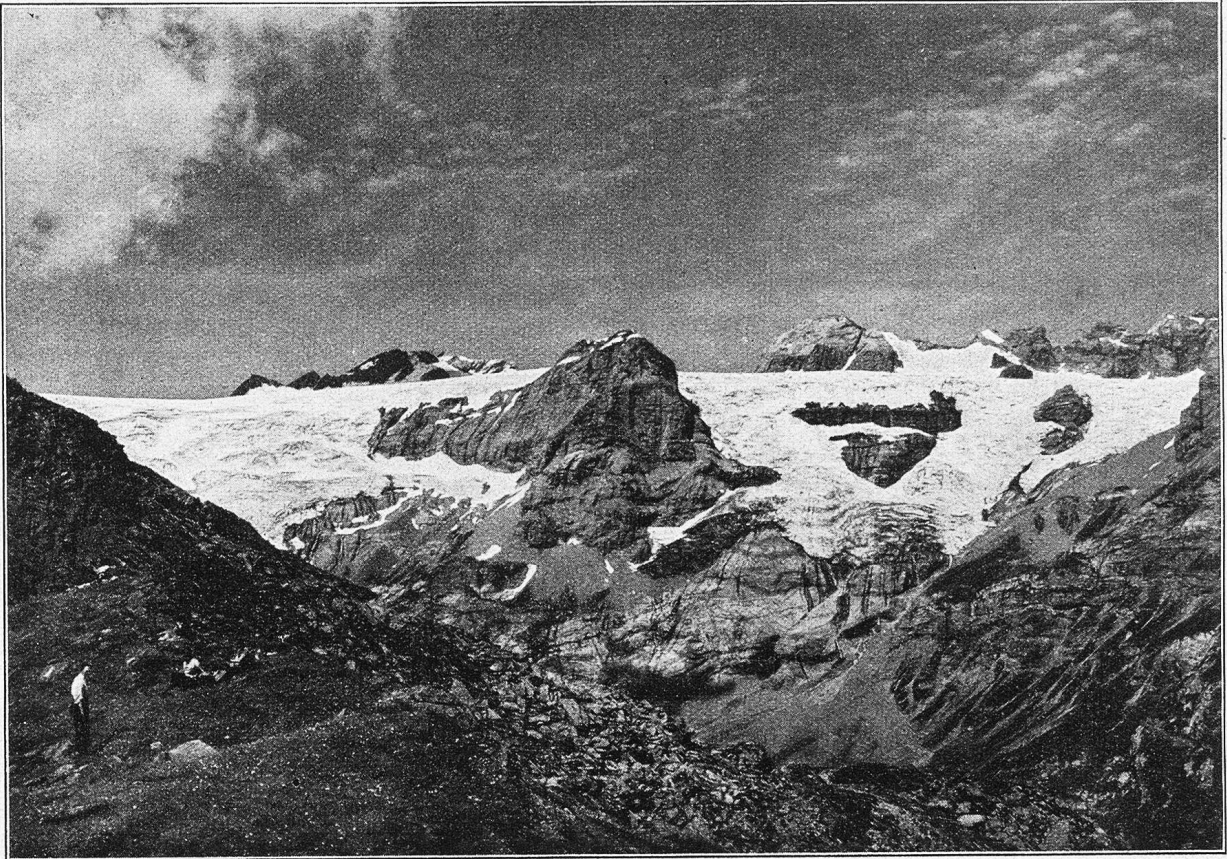
Gerda setzte sich neben die Tote, wuschte sich die Augen aus und machte sich einen genauen Arbeitsplan. Da gingen Tritte im Gang. Doktor Oberholzer meldete sich. Gerda empfing ihn. Sie führte ihn mit einer bedeutungsvollen Gebärde in die Kammer. Mit einem Blick überschaute er, was geschehen. Ein Herzschlag mußte ihrem Leiden ein Ende gemacht haben.

Die Kinder wollten es der Mutter nicht glauben, als sie ihnen erzählte, wie sie heute die arme Marei angetroffen. Noch bis zum letzten Atemzug hatte sie ihrer gedacht. Franzel weinte laut. Ruthli ging wie ein Wöglein mit lahmen Flügeln durch die Stube.

Als das Mägdlein kam, das um elf Uhr seine Stunde haben wollte, schickte es Gerda wieder fort. Sie konnte jetzt nicht spielen, sie konnte auch keine Musik hören. Sie hatte nun viel zu laufen und zu springen, bis alles in Ordnung war. Vater Läubli war ihr dabei behilflich.

Gerda weilte in diesen Tagen oft im Laubenschlag. Jeden Augenblick klopfte es an die Türe. Alle die Gevatterinnen und Schwägerinnen, die sich um die Kranke nie bekümmert, seitdem sie sich zu Bett gelegt, streckten jetzt die Köpfe und lamentierten. Sie hoben ein lautes Röhmen an über die Entschlafene und wollten auf einmal ihre besten Freundinnen gewesen sein. Dabei aber schielten sie gierig in der Wohnung herum und guckten in Kisten und Kästen. Sie trieben es gar unverschämt und behaupteten, ein Stück um das andere aus einer Lade zerrend, Marei habe es ihnen für die Zeit ihres Ablebens versprochen, daß Gerda zuletzt nicht mehr an sich zu halten vermochte und die frechen Heuchler mit ein paar unmißverständlichen Worten vor die Türe komplimentierte. Draußen polterten sie, als ob ihnen das größte Unrecht widerfahren wäre. Gerda aber kümmernte sich nicht weiter um sie und traf die nötigen Vorbereitungen, ihre Marei für den letzten Gang zu rüsten.

Es war ein schöner, blauer Tag, an dem sie zu Grabe getragen wurde. Nun ruhte sie auf dem gleichen Friedhof, auf dem auch Gerdas Eltern den großen Schlaf taten. Der junge Grabhügel war ganz mit Blumen überdeckt. Liebe Hände, für die sie da und dort in der Stadt tage- und stundenweise gewirkt, hatten ihr den Abschied von der Welt schön und stim-



Claridenfirn vom Ochsenstock am Tödi (Ktn. Glarus).

Phot. F. Ott-Kretschmer, Zürich.

mungsvoll gemacht. Auch die Läubli-Deutschen waren in einem Wagen mitgefahren und hatten ihr einen schlichten Kranz auf den Sarg gelegt.

Als Gerda wieder in den Apfelbaum zurückkehrte, fühlte sie sich einsamer als je. An der guten Marei hatte sie noch eine feste Stütze gehabt. Sie hatte sie rufen dürfen, wann sie sie immer brauchte. Und sie kam freudig und lebte für ihre Kinder. Und Marei bedeutete ihr noch mehr. Sie besaß jene Weisheit des Herzens, die alles Menschliche erfasst und versteht, der nie ein böses Wort über die Lippen springt und die Recht und Unrecht ohne viel Federlesens gegeneinander abzuwägen versteht. Ihre Räte waren stets gut gemeint, und wenn sie einmal etwas zu rügen hatte, verletzte sie nicht. Sie war ein Teil der großen Liebe, die in einem tröstet und erhebt, die zuversichtlich stimmt und um deretwillen man immer neue Lust am Dasein empfindet, das sonst der Dornen genug für einen jeden aufspart.

Nun war das Stübchen hoch oben unter dem Dache verlassen. Ein paar Tage nach dem Begräbnis lud ein städtischer Beamter Gerda ein, mit ihm die Habe der Verstorbenen zu mustern.

Es war keine große Arbeit, die beiden Zimmerchen bargen keine Schätze. Gerda trat behutsam auf, als müßte sie Sorge tragen, Marei nicht aus dem Schlafe zu wecken. Wenn ihr auch alle die herumstehenden Stühle und Tische, das Buffet, die Nähmaschine, die Kasten und Kästchen von der Reblauben her wohlvertraut vorkamen, es war ihr doch, sie rühre an fremdes Eigentum und habe kein Anrecht, jede Schublade zu öffnen. Ihr Begleiter griff flink und ohne Bedenken zu. Mit einem sichern Blick erfaßte er gleich, wo etwas Wesentliches zum Vorschein kommen könnte. Es war nicht das erste Stübchen, in dem er nach Geld und Gut geschürt.

„Halt! Da ist etwas!“ rief er aus und griff nach einem großen gelben Umschlag, der Reichweins Firma trug. Mit ungeläufigen Zügen hatte die Verstorbene darauf vermerkt: Wem ich etwas gegeben, und was ich zurückbekommen. Eine lange Liste mit Namen und Posten von unterschiedlicher Höhe legte beredtes Zeugnis ab von Mareis Güte und Barmherzigkeit. Der Beamte lächelte. „Eine hilfreiche Seele, die nicht nein sagen konnte!“ Er mochte recht haben; Denn Marei hatte im letzten Jahre ein schönes

Sümmchen auf Treu und Glauben aus der Hand gegeben, und die wenigsten hatten daran gedacht, ihre Schuld wieder abzutragen. Gerda gewährte unter den Schuldnern beinahe die gesamte Einwohnerschaft des Taubenschlags, und eine Wut erfaßte sie gegen die skrupellosen Ausbeuter, die wie Blutegel ihr aufgefressen haben mußten, bis sie ihre Hand geöffnet.

„Strich darunter!“ bemerkte der Beamte. „Das meiste wird verloren sein. So oder als Advokatenfutter.“

Gerda schüttelte den Kopf. „Nie hat sie mir etwas davon gesagt. Wahrhaftig, sie wär' an den Bettelstab gekommen, wenn sie's noch lange so getrieben hätten.“ Jetzt stutzte sie. Was war das? Sie hatte ein anderes Kubert erwischt. „Eigenhändiges Testament von Marie Döbeli, nach meinem Tode zu öffnen.“ Wie Gerdas Vater seinen letzten Willen zu ihren Gunsten aufgesetzt, so hatte sie es ihm nachgemacht und ihre Bestimmungen getroffen. Freilich, so kaufmännisch tönte es nicht, wie Reichwein dazumal es geschrieben. Aber es war deutlich genug, daß niemand im Zweifel sein konnte, wie sie es meinte. Gerda überflog die wenigen Zeilen.

„Sintemalen mein ganzes Hab und Gut mir von Herrn Reichwein ist gütig überschrieben worden, soll es auch wieder an seine Tochter, die Witwe Vonbühl, zurückfallen oder an ihre Kinder, und niemand weiter soll Unrecht darauf haben als höchstens das Barbarastift für alte Leute, für den Fall, daß vonseite Gerda Vonbühls die Erbschaft ausgeschlagen werden sollte. Was an barem Gelde sich noch vorfindet, gehöre zu gleichen Teilen dem Franzel, der Ruth, Kari und Annemarie, und was etwa später von meinen erwähnten Schuldnern zurückerstattet wird, sei ebenfalls Eigentum der obgenannten Kinder.“

Gerda wischte sich eine Träne aus den Augen.

Der Beamte bemerkte: „Jetzt wissen wir doch, was zu geschehen hat.“

Man klopfte an die Türe.

„Herein!“

Ein altes Weib von schreckhaftem Aussehen trat ein, rieb sich die Hände und machte eine untertänige Verbeugung. Mit einer spizen, feifenden Stimme sang sie ein Loblied auf die Verstorbene und rückte mit einem langen Verzeichnis auf, das ihr Marei bei ihrem letzten Besuch in die Hand diktiert habe. Nach diesem sollten ihr alle Schüsseln und Pfannen, Plättchen und Platten auf dem Küchengestell, dazu

ein vollständig ausgerüstetes Bett mit Rissen und Linnen und als brauchbarstes Insekt die Nähmaschine, die gleichfalls der Reblaube entstammte, beim Ableben der Jungfer Döbeli zu fallen.

Gerda war entsetzt. Sie maß die durchtriebene Alte mit einem zornigen Blick und wandte sich ihrem amtlichen Beistand zu. Dieser griff nach Mareis Testament und las es noch einmal langsam und laut. Die Here zuckte zusammen, vermunnte ihr Gesicht mit einem fadenscheinigen, roten Halstuch und machte sich ohne ein weiteres Wort aus dem Staube. Und gleich darauf hörte man einen Stoß tiefer Türen schlagen und schimpfen, und ein lauter Streit hob an, der erkennen ließ, daß nicht alles in Ordnung war. Es war höchste Zeit, daß der Taubenschlag geräumt wurde.

Zu Hause kehrte die Mutter bei Läubli an. Sie hielten Rat. Gerda mußte nicht, wie und wo sie den Hausrat Mareis noch unterbringen sollte. „Wenn ich nur ein kleines Stübchen mehr hätte“, sagte sie, „ließe sich alles einrichten.“ Fragend schaute sie nach ihrem Hausherrn.

„Es wird schwerlich etwas zu machen sein“, meinte er. „Sie wissen, der Apfelbaum ist überstellt bis ins Dach hinauf.“

„Aber nun fällt mir doch etwas ein“, begann Frau Läubli. Sie hatte eine gute Idee. „Weißt du, Männchen, wenn wir das Windenkammerlein ausräumen, in dem wir lauter Gerümpel untergebracht haben, mein Spinnrad, den großen, zweitürigen Kasten, von dem wir nie wissen, wann er aus den Fugen geht, deine Werkzeugkisten und unsern ausgedienten Kinderwagen, mit dem wir kaum noch einmal herumfutschieren müssen.“ Sie lächelte und tippte fachte auf die Brust ihres Mannes. „Gottlieb, was meinst du dazu?“

„Das wäre allenfalls zu versuchen“, sagte er. „Was schadet's, wenn wir dieses Zeug ganz unter die Firnse verstauen. Im übrigen bin ich schon lange dafür gewesen, daß wir den Kasten zu Kleinholz schlagen und im Winter mit seinen wurmstichigen Brettern eine warme Stube machen.“

Gerdas Gesicht hellte auf. Es schien, daß sich ein Weg zeigte, der ihren Wünschen entsprach.

„Wir dürften freilich das Stübchen nicht so übergeben“, fuhr Läubli weiter. „Wenn's neue Tapeten hätte, wär's noch behaglich darin zu wohnen.“

„Ihr würdet es mir herrichten lassen?“

„Gern, wenn sich's lohnt.“

Sie stiegen gleich miteinander hinauf und nahmen das Kämmerlein in Augenschein. Eine mächtige Staubwolke flog ihnen entgegen, als Läubli die Türe aufmachte. Stockfinster war's. Das Mütterlein zwängte sich durch den Wirrwarr von Eisen- und Holzwerk, das längst seinen Dienst getan. Vorne schloß sie ein paar verrostete Riegel auf und legte die Saloufäden zurück. Hell und warm fiel die Abendsonne in das vergessene Dachgeschoß. Zu beiden Seiten stiegen die Balken schräg zur Höhe. Man mußte behutsam den Kopf drehen, wenn man ihn nicht mit der Decke in unliebsame Berührung bringen wollte.

„Das könnte ja prächtig werden,“ rief Gerda freudig. „Hört, ich habe mir bereits einen schönen Plan gemacht. Ihr richtet mir das Kämmerchen her. Ich bezahle auch gern, was es erleiden mag. Dann bringe ich von Mareis Möbeln unter, was geht, zum mindesten ein Bett, ein Tischchen und die Waschkommode. Vielleicht ist der eine und andere froh darum, wenn er so ein bescheidenes Stübchen beziehen kann. Ich miete es billig aus und schlage die paar Fränklein, die dabei heraus schauen, gerne zu meinem Haushalt.“

„So wird's gemacht,“ erklärte Gottlieb Läubli und war entschlossen, die Angelegenheit nicht länger hinauszuzögern. Inzwischen wurde notdürftig Platz geschafft für Mareis bescheidene Aussteuer. Je eher sie aus dem Laubenschlag in den Apfelbaum gebracht werden konnte, um so lieber war's Gerda.

So hielt denn eines Tages ein schweres Fuhrwerk vor dem Häuschen, und ein paar starke Männer trugen die Möbel vom Wagen, wohin sie beordert wurden. Im Keller, im Kohlenbehälter, im Gartenhäuschen, auf der Winde wurden sie aufgestellt, und Gerda hatte auch ihre Wohnung aufgemacht, um hier noch ein paar Stücke aufzunehmen. Nun war der Apfelbaum bis ans Dach gefüllt. Kein Winkel, der nicht zu neuer Bedeutung gelangt wäre. Auch Läublis schränkten sich ein und duldeten gern, daß sie sich selber kaum mehr zu rühren vermochten.

Seit Tagen wurde im Dache gehämmert und gefleischt. Ein junger Tapezierer war fleißig am Werk. Franzel stand meist bei ihm und war glücklich, wenn ihm der lustige Geselle ein abgeschchnittenes Band des farbigen Papiers zuwarf.

Anfangs Herbst war das Stübchen fertig. Es sah jetzt reizend aus. Der helle Grund der La-

pete mit den roten Rosen verlieh ihm einen frohmütigen Charakter. Wenn dann die Abendsonne ihre Strahlen noch hineinwarf und die hinterste Ecke mit ihrem Golde erfüllte, ging einem das Herz auf in dieser Fülle von Glanz und Heiterkeit. Gerda hatte es auch behaglich einzurichten verstanden. Wenn Mareis es gesehen hätte, sie würde ihre hellste Freude gehabt haben. Jetzt mußte nur noch jemand gefunden werden, der in dieses Paradieschen hineinpaßte. Nein, jedermann würde sie es nicht geben.

Da erschien eines Tages ein schmächtiges Studentlein, das allem Anschein nach mit seinem Gelde nicht gar laut klumpern konnte. Sein Anzug war sauber. Aber die Zeit war nicht spurlos an ihm vorüber gegangen. Der Rücken glänzte, da und dort saßen verborgene Flicke. Aber das schien ihn nicht zu bekümmern. Es war eine fröhliche Haut, und das beträchtlichste Stück, mit dem er außer ein paar Büchern und einem alten, in den Fugen nicht mehr zuverlässigen Koffer hier Einzug hielt, war eine Handorgel, die er sich über die Achsel gehängt hatte. Seines langen, schwarzen Strubelhaares und seiner knallroten Wangen wegen hatten ihm seine Freunde den guten Namen „Rösli“ gegeben. Es paßte zu seiner ganzen Art. Denn sein Gemüt war der Sonne und den Blumen und den Kindern zugewandt.

Die Mutter hatte „Rösli“ gleich erkannt. Sie spürte mit einem guten Sinn für die Menschen bald heraus, mit wem sie es zu tun hatte. So zögerte sie auch nicht lange und hieß ihn mit Freude im Apfelbaum willkommen. Eigentlich hieß er Hieronymus Wetter und war seines Zeichens ein Botaniker, der fast jeden Tag mit einer riesengroßen, grünen Büchse auszog, um die weitere Umgebung der Stadt, Wald und Feld nach Blumen und Kräutern abzuspielen.

Gerdas Kindern war Heil widerfahren. Denn wenn sie irgendwie das Studentlein an einem Zipfel erwischen konnten, raunten sie ihm entgegen, sie kletterten an ihm empor und umsummten ihn wie ein Bienenschwarm.

Manchmal auch holten die Läublis den fröhlichen Musikanten in den Garten hinunter und luden ihn ein, ein bißchen im Häuschen Platz zu nehmen. Dann ging es hoch her bis in den späten Abend.

Gerda lebte auf. Sie freute sich über die gute Wendung der Dinge. Ein paar neue Klavierschüler waren hinzugekommen, und ein jedes der Kinder verfügte über ein Sparkassenheft, in

dem ein paar hundert Fränklein eingeschrieben waren. Es war ein schöner Notpfennig und ein angenehmer Rückhalt für den Fall, daß irgend eine unvorhergesehene Krankheit sie heimsuchen sollte.

Wem verdankte sie das alles? Die gute Marei wurde nicht vergessen. Kein Tag verging, daß nicht von ihr die Rede war.

Da der Herbst sich noch so schön anließ, zog die Mutter gerne mit den Kindern aus. Das kleine Pärchen setzte sie in den Wagen, Franzel und Ruthli sprangen nebenher, und nicht selten nahmen auch die Läublileute an dieser gemüthlichen Ausfahrt teil. Das Ziel blieb fast immer das gleiche. Man besuchte den Friedhof auf dem

Berg. An jedem Grab wurden ein paar nachdenkliche Worte gesprochen. Auf Sigmunds Hügel stand seit einiger Zeit ein hoher Obelisk. Die Litangefellschaft erwies ihm die Ehre dieses kostspieligen Steines. Gerda kam nie ohne Blumen, und die Kinder waren eifrig dabei, besonders, wenn ein Umweg durch den Wald gemacht wurde, einen mächtigen Strauß zusammenzutragen. Läublis spendeten von ihren schönen, bunten Aestern, die sie im Garten zogen, und nun wurde der farbige Segen in vier Teile geteilt, und keines durfte zu kurz kommen, weder die Eltern Gerdas, noch Sigmund, noch die gute, alte Marei, die so treu zu ihr gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Ernte-Mond.

An wolkenreinem Himmel geht
Die blanke Sichel schön,
Im Korne drunten wogt und weht
Und rauscht und wühlt der Föhn.

Sie wandert voller Melodie
Hochüber durch das Land.
Früh morgen schwingt die Schnitterin sie
Mit sonnenbrauner Hand.

C. F. Meyer.

Die Feld- oder Himmelslerche.

Dir begeisterte, unermüdlige Sängerin, die du dem Landmann hinter dem Pfluge oder der Schnitterin bei den Garben des Tages Last und Mühe wegtrillerst, die du hier dem trockenen Akten- und Stubenmenschen, dort dem spazierenden Geschäftsmann vor dem Tore der Stadt ein Stück von deinem blauen Himmel herniederzingen möchtest: — dir, Vogel im unscheinbaren Kleide, aber mit so liederreicher Seele, gelten diese Worte liebender Beobachtung und Bewunderung! Zur Himmelshöhe ziehst dich's singend empor, und erhebend ziehst du mit dir die Seele aufwärts. Nicht bloß dem Lenze gehört dein Lied, wie das kurze der Nachtigall; dein weites sangreiches Herz umfaßt die ganze Natur. Dem Silbertaue des Morgens, dem Glanze des Tages, wie dem stillen Abendrot, dem Frühling, Sommer und Herbst, dem Thal wie dem Bergesgipfel erklingt der Triller deiner Lust, der Wirbel deiner Leidenschaft, der flötende Strom deines Friedens. O, wie oft habe ich dich beobachtet, wenn du aus grüner Saat flatternd in den goldenen Morgen emporstiegest, dann droben in den Lüften oft minutenlang ausgebreitet schwebtest; wie du endlich nach sattgetrunkenen Götterlust dich in leisen Absätzen herniederließest und mit einem Male

wie ein Pfeil der Liebe dich der Erde wieder in die Arme warffst! Deine echte Sängernatur begleitet jede deiner Bewegungen mit dem regen Leben deiner Seele. Dein flatterndes Erheben erzeugt den arbeitenden, strebenden Triller, den sprudelnden Quell deines Liedes, das bald in der Höhe des Aethers in Flötentönen unter deinem Schweben wellenförmig zerfließen will, bald mit deinem Kreisen wieder wirbelnd sich aufrafft, um endlich bei deinem Niedersinken in sanften Absätzen zu verstummen, ehe du dich in das wogende Meer der Saaten stürzest.

Und da sitzt sie vor uns, die Herabgestiegene, an eine Scholle des Aders gedrückt, so daß wir sie näher betrachten können. Ihre zu einer Haube halb aufgerichteten Kopffedern zeugen noch von dem verglimmenden Feuer auf ihrem eben beendeten Himmelszuge; sonst ist das Tierchen ruhig und läßt in seinem bescheidenen, sperlingsbraun punktierten Gewande auf den ersten Blick eher einen spatenartigen Gefellen als den kaum verstummten himmelstürmenden Sänger erkennen. Aber nun richtet es sich auf; mit gehobener Brust, schlankem, langgestrecktem Halse läuft es anmutig und hoch aufgeschürzt in der Furche dahin. Das ist kein Philister; man ahnt in der netten Haltung und der leicht-